



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Amaranth

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hochdeutschen Sprache zu verwenden hat. In diesem Wörterbuch wird er den besten Aufschluß finden; er wird, außer der Erklärung des Wortes durch die Herausgeber, bei allen irgend wichtigen Wörtern auch den Gebrauch derselben durch die bedeutenderen Schriftsteller finden. Ja noch mehr. Die Geschichte der einzelnen wichtigen Wörter und die Bildung ihrer Ableitungen ist in der einfachen, bescheidenen Darstellung durch die Herausgeber so interessant und lehrreich geworden, daß bei sehr vielen Artikeln sogar die Lecture in hohem Grade anziehend und belehrend ist.

Und so sei das größte literarische Unternehmen der neuesten Zeit allen Gebildeten deutscher Nationen angelegentlichst empfohlen. Wenn es je ein Nationalwerk gab, welches den verschiedenen deutschen Stämmen ihren geistigen Zusammenhang und ihre brüderliche Verwandtschaft vor Augen führen kann, so ist es dies Werk; und wenn es je eine Zeit gab, welche Ursache hat, mit Theilnahme und herzlichem Interesse einem solchen Unternehmen entgegenzukommen, so ist es unsre Zeit.

A m a r a n t h,

von Oskar v. Redwitz. Zwölfte Auflage. Mainz, Kirchheim und Schott. 1852.

Zwölf Auflagen in drei Jahren ist ein Erfolg, der von Seiten der Kritik seine Berücksichtigung verdient. Wenn er auch auf das Urtheil über die Dichtung keinen Einfluß ausüben kann, so giebt er doch Handhaben für eine nähere Kenntniß des Publicums. Zudem hat die k. k. Regierung, die gern auf die Stimme des Volkes lauscht, und ihr in allen Dingen, die mit der höhern Staatsraison stimmen, gerecht zu werden sucht, diesem Votum der öffentlichen Meinung ihre Anerkennung nicht versagt; sie hat dem Dichter eine Professur in Wien verliehen. Vor einigen Tagen wurde ein Erlaß des Ministeriums bekannt gemacht, in welchem die Motive für die Entlassung des Professor Hanusch in Prag ausgesprochen waren: er ist abgesetzt worden, nicht wegen irgend eines Disciplinarvergehens, oder wegen Gemischung in staatsgefährliche Umtriebe, sondern einfach als Anhänger der Hegelschen Philosophie. Die Hegelsche Philosophie aber, wie das Staatsministerium mit vielem Geist und Scharfsinn auseinandersetzt, regt mehr die Phantasie, als den Verstand an, und in einem geordneten Staatswesen, in einer auf klarer Verstandeseinsicht beruhenden Kirche ist die Phantasie ein unbrauchbares Element. Es ist daher zweckmäßig von der k. k. Regierung, daß sie nicht nur durch die Absetzung phantastereicher Philosophen die östreichische Logik wieder herstellt, sondern daß sie auch dieses negative Mittel durch ein positives verstärkt,

daß sie dem klaren Verstand der christlichen Muse das Amt überträgt, mit dem flammenden Cherubschwert der Mächtigkeit die dämonischen Phantastengebilde der Hegelianischen bacchischen Begeisterung von dem Paradiese der k. k. Unschuld abzuwehren.

Wenn auch die Rechnung, welche die Verleger von Gedichten bei ihren Auflagen anwenden, nicht immer mit dem gewöhnlichen Zahlensystem übereinstimmt, so ist doch an der ungeheuren Verbreitung dieses Gedichts nicht zu zweifeln. Dieser Erfolg läßt sich nur mit demjenigen vergleichen, den vor zehn oder elf Jahren die „Lieder eines Lebendigen“ davon trugen. Damals war die herrschende Stimmung kriegerisch und revolutionär, jetzt ist sie ergeben und milde verklärt. Es ist nicht bloß die politisch-religiöse Gesinnung, sondern namentlich die sanften Züge dieser blonden, blauäugigen Muse, was die Herzen der frommen Seelen gewonnen hat. Es sind in den letzten Jahren eine ganze Reihe reactionärer Gedichtsammlungen erschienen, unter denen einzelne, z. B. die Gedichte von Strachwitz, sich an poetischem Werth wenigstens mit dem Amarynth messen können; aber sie haben keinen so großen Erfolg gehabt, denn sie waren herausfordernd, ungestüm, kampfbegierig, und das Publicum, so sehr es von der Süßigkeit der bestehenden Verhältnisse durchdrungen ist, hat doch keine Lust, sich deshalb großen Anstrengungen zu unterziehen; es will fromm und sanft sein, es will den Kampf gegen die Ungeheuer der Revolution den Regierungen überlassen und sich in stiller Unschuld an den Wonnen eines neomodischen ritterlichen Schäferlebens weiden, ohne daran erinnert zu werden, daß es draußen noch immer ungestüm, verworren und unzweckmäßig zugeht.

Eben so war es damals mit Georg Herwegh gewesen. Seine Lieder waren zwar sehr liberal, etwas republikanisch zc., aber dieser dogmatische Inhalt war doch das Unbedeutendste an ihnen. Was die Jugend elektrisirte, war dieser ungestüme Kampfesdrang, der nach irgend einem beliebigen Gegenstande suchte, dem es einerlei war, ob er sich gegen den Schwager von Rußland, oder gegen das Frankenkind, oder gegen den Papst in Rom austobte, wenn er sich nur überhaupt austoben konnte. Der Refrain der sämtlichen Lieder eines Lebendigen war: Wir haben lang genug geliebt, wir wollen endlich hassen. Nach drei Jahren unruhiger Anstrengung ist jetzt das umgekehrte Gefühl die Modesehnsucht geworden.

Wie sehr auch Herwegh seiner Zeit überschätzt worden ist, so darf man doch jetzt bei ruhiger Ueberlegung seinen Werth nicht zu gering anschlagen. Er hat einzelne Strophen gefunden, in denen die Stimmung der Zeit den höchsten poetischen Ausdruck gewann, dessen sie überhaupt fähig war, und er hat eine wenigstens für Deutschland noch neue Form der Lyrik zu Ansehen gebracht, die als eine Bereicherung der Poesie betrachtet werden muß.

Ein solches Verdienst kann Redwitz nicht in Anspruch nehmen. Er hat der Poesie keine neuen Formen gewonnen, er hat der Stimmung keinen poetisch er-

höhten Ausdruck verkehren; er hat im Gegentheil so ziemlich jede lyrische Manier, die seit Uhland bei uns im Gange gewesen ist, angewendet. Er giebt uns Uhland'sche Balladen und Frühlingslieder, Fouqué'sche und Ernst Schulze'sche Stenzen, Stolberg'sche Ritterbilder in jener durch die Düsseldorfer und Münchener Maler verbreiteten leidigen Manier, die eigentlich nicht an das mittelalterliche Ritterthum, sondern an das komödienthastige Wesen des jungen Studenten erinnert, der nach der ersten überwundenen Pein das stolze Gefühl hat, ein Held und ein Sohn des deutschen Vaterlands zu sein. Er giebt stille Lieder, nach Schwab und Kerner, Arabesken nach Reinitz, Barcarolen nach Rückert, wir stoßen auf Reminiscenzen an den Handschuh zc., ja selbst Herwegh hat im Reiterlied sein Contingent stellen müssen: der Rhythmus desselben ist vollständig beibehalten, nur ist der Refrain: „Zu sterben, zu sterben!“ in den zahmeren: „Wir reiten, wir reiten!“ abgeschwächt. Die allgemeine Form des Gedichtes erinnert, aber freilich nur sehr leise, an Walter Scott, dessen bekanntes Ave Maria wir auch wieder treffen. Aber wenn der englische Dichter seine mittelalterlichen Bilder, auch wo er der Geschichte untreu wird, mit einer so derben und gesunden Realität ausstattet, daß wir uns immer unter lebendigen Menschen fühlen, so giebt uns Redwitz Nichts als die blasse Abstraction; seine Personen sind marklose Tendenzfiguren, und die Ereignisse, die er darstellt, nur von symbolischer Bedeutung.

Auch der Hautgoût des Pietismus, der sich über dieses Ragout aus allen möglichen Ingredienzien verbreitet, ist nichts Neues; es ist der alte Fouqué, wie er leibt und lebt, nur mit etwas weniger Plastik und Natürlichkeit und etwas mehr Bildung und Geschmack, wie es der Unterschied der Zeiten mit sich bringt. —

Ein junger Edelmann aus den Zeiten der Kreuzzüge, Walter, spricht zuerst in zierlichen Quatrains seine christlichen Gesinnungen aus. Er malt sich das Ideal seiner künftigen Geliebten. Sie darf nicht reizend sein, nur friedlich, gläubig und fromm. Er ist auch überzeugt, daß man kein Held sein kann, wenn man ein Ungläubiger ist:

Und könnt' ich, wie der Herrgott kann,
Ich ließ' ihm alle Kraft vergehn,
Im stärksten Streite, Mann an Mann,
Er müßt' mir Fein und Gnade sehn. —

In einer andern Gegend Deutschlands lebt ein eben so sittliches und frommes Edelräulein, Amaranth, die viel betet, viel Almosen austheilt, und uns ebenfalls mit einer Reihe von Geständnissen einer schönen Seele bereichert. Sie denkt unter Andern über ihre künftigen Mutterpflichten nach:

Mit Sünde tritt das Kind ins Leben,
Es wäscht sie ab des Heilands Blut,
Doch neue Makel dran zu kleben,
Der Feind des Heilands nimmer ruht.

Drum will das Schwert dem Kind ich führen,
 Bis daß es selbst den Streit versteht.
 Nie soll mich falsches Mitleid rühren,
 Um das im Kind der Feind nur fleht.

Das Schwert ist natürlich die Ruthe. — Sie fühlt sich sehr glücklich, denn ihr „sind zur Stärkung ihrer Seele die Sacramente stets bereit“, „sie hat des Kirchgangs Seligkeit“, und damit ihr Nichts fehle, giebt es auch noch mehrere Arme, die sie pflegen kann.

Die beiden schönen Seelen finden sich, lieben sich, erklären sich einander; aber ach! Ritter Walter ist bereits an eine andere Braut gebunden. Als frommer Sohn muß er den letzten Willen seines entschlafenen Vaters ehren, und verläßt das Ideal seines Herzens, um sich zu seiner verlobten Braut Ghismonda nach Welschland zu begeben.

Diese Ghismonda ist das emancipirte Weib, die Corinna der Frau von Staël. Sie betet nicht, sie giebt keine Almosen, sie hat die unehrerbietigsten Ansichten von der Religion, ist eine herzlose Coquette und schreibt ihre Stammbuchverse nicht in Quatrains, sondern in Sonetten. Bei der abschreckenden Schilderung dieses verlorenen Kindes der Weltlust hat der Dichter nach unsrer Ansicht einen kleinen Fehler begangen. Er läßt seinen Ritter in wirklicher Liebe zu ihr entbrennen, und schildert diese Situation mit einer Sinnlichkeit, die zwar später durch Moral corrigirt wird, die aber doch immer den kindlichen Gemüthern, die sich an diesem Gedicht erbauen, einigen Anstoß geben könnte. — Mitten in einem Schäferstündchen überkommt den Ritter der christliche Geist. Seine Geliebte will zur Jagd reiten; er ersucht sie, dies nicht zu thun und seine liebgetreue Magd zu sein — Magd! quelle horreur! — Ein andermal verlangt er eben so von ihr, sie solle nicht zu Tanz gehen. Er verlange von ihr Nichts, als die Demuth eines christlichen Herzens. Zu seinem Entsetzen fängt Ghismonda an gegen das Christenthum zu polemisiren, und er hält eine lange Rede, sie zu befehren. Nicht mit Schlüssen und Beweisen sucht er auf sie einzuwirken, sondern durch Anrufung an das Gefühl. Er schildert ihr die Schönheiten des Glaubens und die Schrecken des Unglaubens, und wird darin fast unhöflich: Ghismonda habe zum Stolz kein Recht, denn wer nicht glaube, der sei gleich der Kröte im Schlamm. Dann malt er mit einer wahren Vampyrphantasie die Qualen aus, die sie in der Hölle werde erdulden müssen. Das Alles fruchtet Nichts, und wir sind um so mehr in der Erwartung, daß das unheilige Band sich lösen werde, da wir in Walter's Tagebuch eine Reihe von Liebesgedichten an Amaranth finden, in denen die Heiligkeit der christlichen Ehe gepriesen wird. Aber Walter will noch einen letzten Versuch wagen. Er führt seine Braut zum Altar, und bevor das verhängnißvolle Ja ausgesprochen wird, fragt er sie laut und feierlich, ob sie auch an Christum glaube, den eingebornen Sohn Gottes. Sie wendet sich

ab, der Bischof verflucht sie und entbindet den Ritter seines Versprechens, worauf dieser mit Kaiser Barbarossa einen Kreuzzug unternimmt, um nach seiner Rückkehr die holde Amaranth zu freien. —

Das Alles ist viel ungesunde Frömmerei, und macht einen um so unangenehmern Eindruck, da es meistens in sehr gezielter Form auftritt. Der Dichter verspricht in seinen Einleitungsversen, zu dem Tempel des Herrn, der aufgerichtet werden müsse, um zugleich als eine Burg gegen die Ungläubigen zu dienen, den ersten Stein beitragen zu wollen; er wählt aber zu seinem Zweck ein sonderbares Baumaterial: der Tempel soll nämlich aus Harfen aufgerichtet werden, und Amaranth ist der erste „Harfenstein“. — Die Harfe ist ein schönes Instrument und würde sich auch unter Umständen, mit anderem Material vermischt, für Barricaden eignen, aber als Grundstein eines Tempels oder einer Burg besigt sie nicht Solidität genug; und so zweifeln wir auch, ob das zierliche Schnitzwerk, die eleganten Rococofiguren und die allerliebsten Arabesken in geistiger Beziehung hinreichen werden, das neue Evangelium zu tragen, aus welchem der von Stürmen ermüdeten Welt der erquickende Drang der Versöhnung quillt.

Wir halten es nicht für den Ausdruck eines wahren Gefühls, wenn eine Mutter im 12. Jahrhundert zu ihrem Sohne sagt:

An meiner Liebe Borne trankst Du des Lebens Morgen,
Ich habe in Deine Seele mein ganzes Sein geborgen.

Wir halten es ferner nicht für eine Bereicherung der poetischen Plastik, wenn man die Empfindungen in Abstractionen verflüchtet, z. B.:

D traumesreich Genügen
In solchem Waldeshaus!

Und weil diese Art von Empfindsamkeit, die mehr auf Niedlichkeit des Ausdrucks, als auf Wahrheit und Energie des Inhalts ausgeht, in dem Buche vorherrscht, und weil eben diese Richtung des Gemüths seit längerer Zeit als der Krebschaden unsres Denkens und Empfindens zu betrachten ist, so haben wir geglaubt, gegen diesen neuen Versuch einer christlichen Poesie entschieden polemischen zu müssen. Abgesehen davon enthält das Gedicht einige wirklich poetische Momente, z. B. die erste Vision, in welcher der Dichter die alten Ruinen eines Schlosses besucht, die plötzlich durch einen Zauber die alte Gestalt annehmen, die sie vor 700 Jahren hatten. Ferner mehrere sinnige Anschauungen von dem stillen Leben der Wälder; auch selbst einzelne Darstellungen, die auf das Seelenleben Bezug haben, z. B. der Augenblick, wo Amaranth sich zuerst als Weib empfindet. Das Talent des Dichters ist durchaus lyrischer Natur. Wo er versucht, episch darzustellen, mißlingt es ihm stets, weil seiner Phantasie die Ordnung und Ruhe fehlt. So schildert er z. B. ein Trinkgelage, wo die Betrunkenen in alle möglichen Phantasien verfallen.

Drauf wird gemordet und gehaust
 Im aufgestiegenen Schlachtenraum,
 Wie er die Bilder borgt vom Wein;
 Und auf die Fische hau'n sie ein;
 Sie wittern Blut im Nebenschäum,
 Der aus dem Faß zum Estrich gährt.

Da ist weder Klarheit noch Humor darin. Eine Vorstellung drängt sich in die andere, ein Bild in das andere; und so wird eine an sich schon unklare Scene uns vollständig ungenießbar gemacht.

Ob Redwitz noch eine Zukunft als Dichter hat, ist aus diesem Werk nicht zu entscheiden; jedenfalls dürfte es nur unter der Bedingung möglich sein, daß er sich ernstlich bemüht, die Effecthascherei, die ihn bald zur Verwendung von Reminiscenzen verleitet, bald zu einer unschönen Ziererei, aufgibt und in seinen Empfindungen wahr zu sein strebt. Jede Art der Empfindung, wenn sie nur in sich selbst übereinstimmt, hat die Berechtigung eines Ausdrucks, und es wird z. B. Wenige geben, die nicht durch Novalis' religiöse Gedichte wohlthätig ange-regt werden, auch wenn der Inhalt derselben ihnen etwas durchaus Fremdes ist.

Die Genossenschaftshäuser in Berlin.

Zu den zweckmäßigsten und nützlichsten Vereinen, die das Jahr 1848 hervorgernsen hat, gehört die Berliner gemeinnützige Baugesellschaft. Das nächste Beispiel, welches die Begründer derselben bei ihren Bauunternehmungen vor Augen hatten, und auf das man überhaupt den Ursprung von Genossenschaftshäusern für unbemittelte Miether zurückzuführen pflegt, sind die Lodging-Houses in London. Diese bestehen aus sehr umfangreichen Gebäuden mit einer Menge kleiner Wohnungen, von denen die meisten eine größere, eine kleinere Stube und eine Kammer, andere ein Zimmer mehr enthalten. Die Einrichtung zum Kochen befindet sich in einem der Zimmer, dessen Kamin mit einem eingemauerten Kessel versehen ist. Die größten Wohnungen enthalten zwei große und ein kleines heizbares Zimmer, eine Kammer und einen Verschlag vor der Wohnung, der nach außen durch eine Doppelthür abgeschlossen wird. Diese größten Wohnungen kosten eine jährliche Mieth von vierzehn Pfund (etwa hundert Thaler), die kleinsten neun Pfund (etwa sechzig Thaler) oder für die Woche 3½ Schilling, denn man miethet immer nur auf eine Woche. In dem angegebenen Miethspreise sind alle Abgaben an das Kirchspiel so wie die Fenstersteuer schon mit einbegriffen. Vor einem Jahre hatte die Londoner Gesellschaft, welche zum Nutzen unbemittelter und arbeitsamer